

zu untersuchen, und fand bald den Besatzmann des zweiten Fuhrmanns. Dann versuchte ich an den Wänden hoch zu klettern, doch nirgends war Halt zu finden. Ein mächtiger Wasserstrahl, der aus dem Felsen sprang, die Senke durchquerte und wieder verschwand, brachte mich auf den Gedanken, den Felsen zu beiseitigen. Ich konnte ihn ja nicht begraben und wollte auch nicht, daß die Geier herunterkamen, so zog ich ihn vorsichtig heran und warf ihn in die Flut.

Im Wagen fand ich ein Gewehr, Patronen, eine Axt, einen Bohrer und einen Hammer. Ich zerhackte den Wagen und baute mir eine kleine Hütte. Meine Lage war nicht so schrecklich, wie ich es mir zuerst gedacht hatte; Brennmaterial war vorhanden, Wasser würde mir auch nicht fehlen, und in den Trümmern fand ich Rodgershirr und andere nützliche Gegenstände.

Die Zeit verging. Jeden Abend bei Sonnenuntergang schnitt ich eine Kerbe in die Wagenscheibe ein. Eines Morgens machte ich von einem Krachen auf. Als ich aus meiner Hütte trat, erblickte ich sechs Geier, die in die Senke herabgestürzt waren. Einige hatten sich zu Tode gefallen. Den Vermundeten gab ich den Gnadenstoß. So hatte ich wieder Nahrung für eine lange Zeit. Dann fing ich an, die am Wasser auftauchenden Kröten zu verzehren. Sehr oft türzte ich noch Tiere in die Senke.

Zur Regenzeit mußte ich daran denken, mir einen anderen Unterschlupf zu suchen. Es gelang mir, eine unterirdische Kammer zu graben, wo es dann recht gemütlich war.

Während der ersten beiden Jahre meiner Gefangenschaft erlangte ich viele Fluchtpläne, doch es gelang mir nicht, einen einzigen auszuführen. Ich versuchte, mit Hilfe des Bohrers und des Hammers Stufen in die Wand zu hauen. Wochenlang arbeitete ich daran, doch dann mußte ich es aufgeben, ich hatte keinen Halt für die Hände. Danach baute ich ein Floß und ließ mich darauf den Strom hinuntergleiten. Nach einer kurzen unterirdischen Fahrt kam ich in eine tiefe Höhle, in der Emmerich von den Wänden glitzerte. Die Kiste ging weiter; doch bald kam ich zu einer Felsenspalte, die für das Floß zu eng war. Auf meinem Rückweg entdeckte ich einen anderen Ausgang; als ich ihn verfolgte, kam ich in eine Höhle, die von Licht flimmerte. Ich brach etwas von der Wand ab, es war weicher, rötlicher Felsen, wahrscheinlich Natrium.

Der Mißerfolg dieser Fluchtversuche trieb mich wieder dazu, die Wände der Senke zu untersuchen. Mit Hilfe meiner Axt zerlegte ich den Wagen in ungefähre Stangen, die ich in die Wand immer sechs Fuß von einander entfernt eintrieb. An diese Pfähle befestigte ich Stricke aus den Säulen der Tiere, die zu mir herein gefallen waren, und dachte so eine Leiter die Wand hinauf zu bilden. Als ich aber einen Kletterversuch machte, senkte sich die Leiter sehr stark. Ich beschloß nun, die Stricke stärker zu machen und die Pfähle nur 3 Fuß voneinander entfernt einzuschlagen. Einen Absturz aus der großen Höhe mußte ich auf jeden Fall vermeiden.

Man stelle sich nur die Eintönigkeit meines Lebens vor! Vor dem Wahnsinn rettete mich nur eine Bibel, die Dosthuizen gehört hatte. Ich las sie immer wieder durch und behielt meine Sinne zusammen.

In der Zwischenzeit wuchs meine Stufenleiter langsam. Erfolgreich wechselte mit Mißerfolg. Endlich kam der Tag, da ich die letzten Pfähle sechs Fuß unterhalb des Randes einschlug. Ich stieg wieder herunter, holte mir mein Gewehr, Patronen und noch Einiges. Als die Sonne aufging, war ich frei.

Aber als ich mich aufrichtete, sah ich einen Büffel in Angriffstellung vor mir. Er hatte meine Bewegungen gehört und wartete nun auf mich. Ich wich ihm aus, ich sah ihn, und das Gefühl war mir günstig, ich traf ihn, obwohl meine Hände zitterten.

Welche Richtung sollte ich nun einschlagen? Ich entschloß mich für den Osten und wanderte drei Tage lang. Bald war ich vollkommen erschöpft und bereitete mich schon auf mein Ende vor, als eine Herde Geier an mir vorbeizog und ich mich umdrehend fünf Busdmänner erblickte, die schon ihre Bögen richteten, um auf mich zu schießen. Schnell warf ich mein Gewehr fort und winkte mit den Händen. Die Busdmänner kamen näher, und ich versuchte, ihnen mein Abenteuer durch Zeichen zu erklären. Sie schienen nur zu verstehen, daß ich hungrig und durstig war, denn sie gaben mir etwas zu essen und zu trinken. Endlich verabschiedeten sie auch, daß ich gern zu Weizen zurückkehren würde.

Sie begleiteten mich ungefähr eine Woche lang in südlicher Richtung. Eines Morgens gaben sie mir einige Straußenfedern mit Wasser, gaben über die Sanddünen und gaben mir zu



Der älteste Mensch der Welt kommt nach Deutschland.

Der greise Türke Jaro Aga in London.

Von New York kommend, traf der älteste Mensch der Welt, der Türke Jaro Aga in London ein. Aga, von dem behauptet wird, daß er über 150 Jahre alt ist, hatte in New York einen schweren Unfall erlitten, der ihm jedoch nichts ausgemacht hat. Von London fährt er jetzt nach Deutschland, da er noch „beizzeiten“ die Welt gründlich kennen lernen will.

verstehen, daß ich in dieser Richtung gehen sollte, während sie zurückkehrten würden. Vier Tage später ging mein Wasservorrat aus. Ich legte mich halbtot nieder und kam erst zu mir, als jemand mir die Rippen mit Wasser neigte. Es waren die Götzentoten, die mich zur Zivilisation zurückbrachten.

Der Golden Stuhl von Aschanti

Geheimnisse eines vergrabenen Schatzes.

Von Frank Vardon, (dem bekannten Forschungsreisenden).

Dreißig menschliche Geirpfe, die nach der tropischen Sonne hinaufgrinsen, sind der einzige Schlüssel zu einem der größten Schätze der Welt. Jrgendwo im dichten Walde in der Nähe von Kumasi, der Hauptstadt Aschantis, ist Gold vergraben. Und mitten unter diesem Golde befindet sich auch der Goldene Stuhl, von dem aus stolze Könige, deren Wort über Leben und Tod entschied, die Westküste Afrikas mit eiserner Hand beherrschten.

Von 1821 bis zum Ende des vergangenen Jahrhunderts war das Königreich Aschanti der Schauplatz vieler Kriege. In diesen Schlachten hat eine Handvoll englischer Soldaten Herden von Eingeborenen besiegelt. Das Ende kam im Jahre 1896 mit dem „Unblutigen Krieg“. Von seinem Goldenen Thron herab regierte König Prempeh unter englischem Protektora: über eine Viertelmillion Eingeborene; aber dauernd brach er den Vertrag, den er unterschrieben hatte. Unter Sir Francis Scott ging eine Strafexpedition nach der Hauptstadt ab. Kamplos, ohne daß ein Schuß fiel, nahen die Engländer die Stadt ein. König Prempeh wurde gefangen genommen und verbannt. Keiner der Eingeborenen wollte ihn hinführen, denn sie alle haben große Angst vor den Medizinmännern.

König Prempeh sprach kein Wort in seiner Verbannung in Elmina und auf den Seychellen. Man nimmt an, daß der Schatz von jemandem vergraben worden ist und daß die Skelette die Reste der Arbeiter sind, die den Schatz vergraben mußten. Derjenige, der diesen Männern befohl, glaube an das alte Sprichwort: „Tote haben keine Jungen“ und verrichtete seine Aufgabe gut. Hunderttausende Jahre sind vergangen, ohne daß etwas ans Licht gekommen ist.

Vor kurzem landete in Afrika ohne viel Ankündigung ein König, dessen Wort für Gesetz war. Er thronte auf dem Goldenen Stuhl von Aschanti, der so schwer war, daß 30 Männer ihn kaum heben konnten. Der König ist kein anderer als der aus der Verbannung zurückgekehrte aus Prempeh. Erinnert er sich wohl noch, wo der Schatz versteckt ist? Jeder Abenteuerer in Afrika beraut sich an dem

Gedanken einer Goldgrube, die so hoch begehrt würde, wie man es sich kaum vorstellen kann. Die kleinste Bewegung des Königs wird eifrig bemerkt. Sollte er für einen Tag verschwinden, würden Hunderte auf seiner Spur sein.

Niemand weiß etwas von der Entstehung des Goldenen Stuhles. Er war wahrscheinlich schon vorhanden, als die englischen, französischen und portugiesischen Kaufleute angingen, vorsichtig in das Fieberland einzudringen. Eine alte Urkunde berichtet, daß im Jahre 1700 der Stuhl dem damals über Aschanti regierenden König von einem anderen Herrscher geraubt werden sollte.

Später fing ein anderer Potentat damit an, daß er die Königin Frau des Königs von Aschanti entführte. Doch sein Zweck war, in den Besitz des Goldenen Stuhles zu kommen. Der König von Aschanti blieb Sieger, und später meldet die Geschichte von keinem Kriege mehr, der um den Schatz der Herrscher von Aschanti entbrannt wäre.

Das kostbarste Stück des Schatzes war der Goldene Stuhl. Jeder König ließ durch Hinzufügen von neuem Gold seinen Wert vergrößern. Unter dem englischen Protektorat regierten die Könige von Aschanti von ihrem Goldenen Stuhl weiter. Kein weißer Mann durfte ihn berühren. Kurz nach dem Krieg im Jahre 1896 sah ein Weiher den König auf dem kostbaren Thron in Kumasi sitzen. Einige Tage später betraten die englischen Truppen die Stadt. Doch der Stuhl war verschwunden. Das Gold ist so gut versteckt worden, daß ein Suchen von fünfundsiebzig Jahren nichts genützt hat.

In Aschanti entstand dann eine Legende über den Goldgott, und viele Menschen haben auf der Jagd nach dem Schätze das Leben einbüßen müssen. Man erzählt, daß ein einziger Weiher ihn gesehen hat, doch obwohl er dem Schätze so nahe war, konnte er später den Weg dahin nie wieder finden.

Ein Eingeborenenführer begleitete diesen Engländer an dem vielgemundenen Laufe eines dunklen Flusses vorbei ins Herz des Landes und erzählte ihm die wunderliche Geschichte, wie jener Gott das Gold mit Totenknochen vergraben hätte. Der Fremdling verstand an Sinn der Erzählung, da er sich an die dreißig Skelette erinnerte, die Prempeh zurückgelassen hatte.

Im Binnenlande hörte er noch eine andere Geschichte, die von dreißig Leuten, die in einer Wüste einen riesigen Klumpen Goldes fanden. Doch der Goldgott ward ärgerlich und vergab sie in dem Schacht. Wahrscheinlich gab die Erde unter der ungewohnten Last nach. Der Klumpen Goldes ist also noch immer da, umgeben von dreißig Geirpfe, als ein reicher Lohn für den Goldsucher.

Im Boden einer Hütte, die einem alten Medizinmann gehörte, fand der Engländer eine Zaltür. „Was ist das unten?“ fragte er und erhielt die Antwort, daß dort der „Bogengott“ haue. Der Weihe stieg hinauf und brach in einer großen Kammer. Dann schlug die Tür zu und er erlitt eine vor Furcht. Gestalten erschienen. Er riß seinen Revolver heraus. Doch eine Stimme befahl ihm, die Waffe aus der Hand zu tun, wenn ihm sein Leben lieb wäre.

Und dann sah er den Goldgott, einen Eingeborenen, der von Kopf bis zu Fuß in Gold eingekleidet war.

„Warum suchst du das Gold?“ fragte der „Gott“, „das Gold von Aschanti gehört den Schwarzen. Weiße sterben, wenn sie es suchen, und doch kommen sie immer wieder. Geh jetzt und beachte die Warnung, nur deine Jugend rettet dich vor dem Tode.“

Ein Tuch verhüllte plötzlich das Gesicht des Engländer, er wurde weit weggeschleppt. Als er zu sich kam, war er allein und konnte nicht sagen, wie er nach dem Ort zurückfinden sollte. Keiner der Eingeborenen wollte ihn hinführen, denn sie alle haben große Angst vor den Medizinmännern.

Ob König Prempeh nach Aschanti zurückkehren wird, um den Schatz zu heben, das wird die Zukunft zeigen. Das Gold von Aschanti wird von Eingeborenen nicht darum gesucht, weil man es in Geld verwandeln kann, sondern weil es den Wohlstand seines Landes vorstellt. Bildung und Zivilisation werden vielleicht die Eingeborenen dazu bringen, ihr Geheimnis preiszugeben, doch heute ist ihre Übergläubigkeit durch den Goldgott noch stärker als ihre Liebe zum Reichtum. Unerschrockene Weihe, die über den Medizinmann lachen, hören wahrscheinlich nicht auf, den Gefahren und dem Fieber der Tropenwälder zu trotzen, um das Gold zu finden. Hunderte von Menschen haben ihr Leben bei der Goldjagd geopfert, noch mehr das ihre auf Spiel gesetzt, das Versteck des Goldenen Stuhles zu finden.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 17

Mittwoch, 22. April

1931

Rohlberg und Giebel — einst und jetzt

Wer mit aufmerksamen Augen und offenen Ohren über die malerische Hochfläche der Giebel wandert und sinnend verweilt, sich zurückversetzt in eine Zeit, da nur selten eines Wanderers Fuß die einsamen Höhen betrat, der wird verstehen können, daß „Rau Sage die mannigfaltigen Geschichten um die geheimnisvolle Hochfläche gesponnen hat.“

An der „einen Giebel“. Es ist Geisterverjüngung. Der rote Hannes vom Fischersberge magt es in seinem hecken Uebermut, die Geister zu verspotten. Aus dem im Zwielicht liegenden Gebüsch tritt der kopflose Wuotan auf ihn zu und gibt dem Frevler mit langer Geisterhand eine derbe Rektion. — Auf dem Rohlberge. Fischers Dierk, auf dem Wege von Rohlberg nach Jümmert, rennt fluchtartig vorüber, weil der gepensierte Fiel nicht von seiner Seite weichen will. — Eine Handelskarawane zieht des Weges. Von einer Schaar bemanneter Mannen begleitet, um sich gegen Ueberfälle durch den Jsenburger oder Gellenburger Raubritter schützen zu können, folgt sie der nach Frankfurt führenden Hauptverkehrsstraße. — Im Reutelschloß. Es ist Mitternacht. Nebel liegt über der feuchten Hochfläche. Der gepensierte Reiter erschreckt den Wanderer. Die weißen Jungfrauen tauchen plötzlich auf und tanzen ihren Reigen. Da dumpfe Hackenschlägel! Was ist's? Schatzgräber sind an der Arbeit. Sie graben ein tiefes Loch, um die goldene Wiege und andere Kleinodien zu heben. Die Turmuhr in Dalsle schlägt „Eins“. Der Spuk ist vorbei.

Solche und ähnliche Spukgeschichten flutet Frau Sage dem einsamen Wanderer ins Ohr. In allen Sagen mimmelt es von Geistes- und Geistesfesseln, von Elfen und Kobolden. Die Giebel war eben seit Jahrhunderten ein Ort des Schreckens. Man verurteilte den Wanderer, der den Mut aufbrachte, im Schneesturm, im sauerländischen Nebel oder am späten Abend die gepensierten Wege zu beschreiten.

Wenn es sich auch bei diesen Erzählungen in der Hauptsache um Gespenstergeschichten handelt, deren Ursprung wohl z. T. bis ins graue Siedentum zurückreichen mag, so ist es doch gerade jener Aberglaube, der ihnen eine urwüchsigke Poesie verleiht. Voll köstlichen Humors ist die Unterhaltung der beiden Förster, die an der Jsmeeche mit Grenzabmessungen beschäftigt sind. Ja, bergen diese Sagen nicht einen Schatz sittlicher Wahrheiten in sich? Man denke z. B. an den Schatzgräber von der Jsenburg. Wie einst Goethes Schatzgräber, so wird auch der Dähler Goldsucher belehrt, daß nur treue, unermüdete Arbeit zum Wohlstand führt, daß die alte Lebensregel: Bete und arbeite! der beste Leitstern alles Handelns ist. Oder man vergegenwärtigt sich die Greuelthaten des Mitters von der Jsenburg, den, trotz der festen Mauern, trotz der großen Zahl seiner starken Getreuen, trotz seiner klugen Vorrichtung das furchtbare, aber gerechte Strafgericht der heiligen Fehme ereilt.

Sind diese Sagen nicht wert, immer wieder aufgeführt zu werden? Aber die Zeiten, da „Großmutter erzählt“, sind vorüber. „Das rastlose Leben der Gegenwart stellt den Erdensohn wie zwischen ein zermalendes Triebwerk, und heißt ihn, seinen Weg sich zu suchen zwischen tausend klappernden Rollen, heulenden Wellen, lauschenden Rädern und knirschenden Riemern. Und damit hat es ihm die Poesie des stillen Feierabends und Feiertages abgestreift, wo man ehemals hinter traulichen Herde wachte über das und das.“ (A. Daniel, Gefundenes und Gefuchtes.) Die „Mannemärlein“ alter Tage begeistern nicht mehr. Man treibt

hohe Politik, bewundert die Errungenschaften der modernen Technik oder verfolgt Vorkämpfe. Der Quickborn der Vergangenheit steht verlassen da. So haben auch die Höhen der Giebel, besonders aber in den letzten zehn Jahren, einen Teil ihrer früheren Romantik einbüßen müssen. Fleißige Hände haben dem tauben unfruchtbaren Boden manches Stückchen Auhland abgetrotzt. Auf moderner Landschaft erhebt sich ein lebhafter Automobilverkehr entwickelt. Die Hauptwanderstrecke 1 des Sauerländischen Gebirgsvereins bringt, mit den nötigen Zugangsweegen, Hunderte, ja Tausende von Menschen herbei, die auf dem Sauerländischen Höhenweg zu längerer Rast einkehren. An der neuen Kreisstraße Neuenrade-Dalsle parken an Sonn- und Feiertagen Hunderte von Automobilen. Großstadtbetrieb! Neue Straßenbaupläne tauchen hin und wieder auf. Rohlberg und Giebel — einst und jetzt! Welch ein Kontrast!

Und doch gibt es auf diesen Höhen auch heute noch manches schöne Plätzchen, das nicht von moderner Kultur belebt worden ist, besonders in der Reutelschloß. Naturfreunde wissen diese Perle der Giebel wohl zu schätzen. Es mehren sich übrigens die Stimmen, die einer weiteren Modernisierung der Giebel Einzelgebieten möchten. Wacholderstrauch und die nur vereinzelt vorkommende Stechpalme sind allgemein durch Landespflanz unter Naturfuch gestellt worden. Eine in der Nähe des Sauerländischen Gebirgsvereins stehende charakteristische Baumgruppe, die sicherlich eines Tages der Axt zum Opfer gefallen wäre, soll ebenfalls erhalten bleiben. Es wäre zu wünschen, daß der geplante Bau von Wohnendhäusern dort oben unterbleibt. Solche Bauten würden dem Rohlberg nicht zur Zierde gereichen.

Mögen die zuständigen Stellen auf die Erhaltung des natürlichen Gepräges der Giebel Bedacht sein, so weit es die wirtschaftlichen und Verkehrsbedürfnisse nur irgendwie möglich er-

scheinen lassen, damit unsere schönen heimatischen Höhen ihres alten Zaubers nicht gänzlich entkleidet werden.

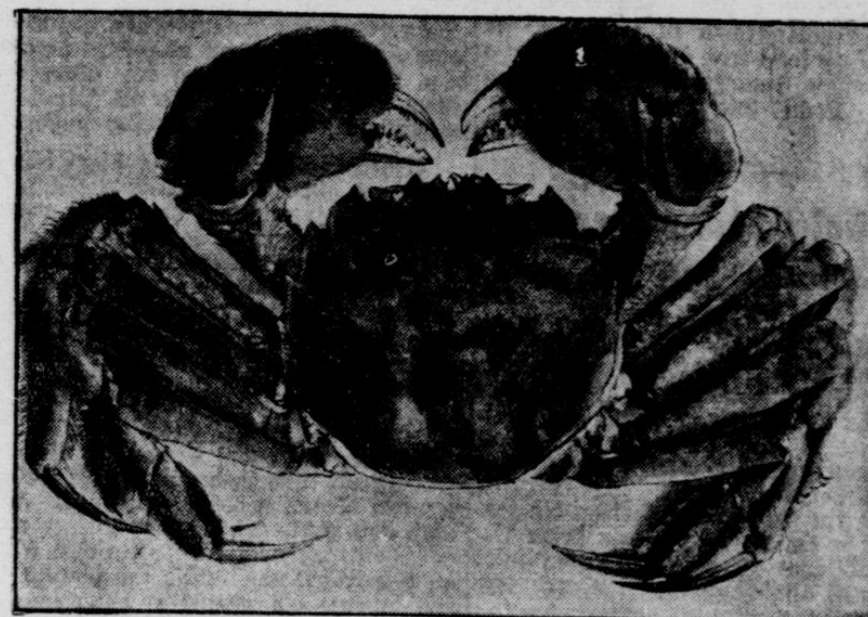
B. B. D.

Rheinreisende von heute!

Von Heinz Mittlacher.

Karierte Engländer im steifen grauen Gut gibt es nicht mehr am Rhein. Auch keine segelgetriebenen Solborschützen mehr, wie sie heimwärts fuhren mit bronzehäutigen Trimmern in Begleitung ihrer Frauen; schöne breite Trachtenholländerinnen — „soete Weisjes uit Amsterdam“. — Der Rhein ist „sachlicher“ geworden. Neben dem Vergnügungs- der Geschäftsreisende. Große Ausstellungen riefen: Erst Düsseldorf mit seiner „Gefele“, dann Köln mit der „Presa“, dann Essen mit der „Gruga“. Das bedingt straffe Organisation. Die gesamte Rheinreise vom Kaiserstuhl bis Emmerich ist vielleicht die bestorganisierte Strecke Deutschlands. Allein das nassauische Gebiet zählt über hundert Autobuslinien. Der Menschenstrom auf Fremdenverkehr eingestellt; am Oberrhein durch den traditionellen Strom der Vergnügungsreisenden, am Niederrhein durch die industriegestützte Massenflut. Duisburg und Ruhrort mit die größten Binnenhäfen der Welt. Der Rheinländer weiß die Fremden zu nehmen; sowohl den anspruchsvollen Amerikaner, der sich intensio benimmt, wie den süchternen Landsmann, der Angst hat vor dem Oberkeller. Wer auf Jugendherbergen angewiesen ist, wird im Rheinland nicht schlechter behandelt, als der saturierte Bökianer mit fetten Trinkgelben. Der Rhein ist groß und nimmt alles an. Da gibt es Wandervogelromantik, neben elterner Industrie. Neben dem Schinesdampfer schaukelt das „Waddelboot“. Nachts furt ein generaldirektorenbesetztes Auto zur Seite des Stroms und streicht mit weißem Lichtkegel über ein

Dieses Tier gefährdet die norddeutsche Fischerei aufs Schwerste



„Eine „Wollhandkrabbe“.

wie sie pflücht zu Tausenden in der Elbe und ihren Nebenflüssen auftaucht. Das Tier, das von einem Ostseendampfer eingeschleppt zu sein scheint, vermehrt sich mit ungeheurer Geschwindigkeit und verdrängt alle Fische in dem

Von der deutschen Flottenschau in Swinemünde



Einfahrt der Linienfahrtschiffe „Schleswig-Holstein“, „Hannover“ und „Hessen“ in die Swinemünder Bucht. Aufgenommen vom Heck der „Schlesien“.



Oben: Einfahrt der Torpedobootflottille. Unten: Letzte Deckreinigung vor der Besichtigung durch das Publikum.

Hordenzelt wandernder Gunoschar in den Ruffeln am Ufer. Der Fremde, der an den Rhein kommt: mag er Deutscher oder Ausländer, sachlich oder romantisch sein: er spürt Tradition. Wohlthuende Tradition in der Bau- und Marktsburg-Befestigung, im Geländecitt auf den Stolzengels, in der Fahrt mit der Drachenfelsbahn. Drei Fremdenströme vornehmlich pulsen zum Rhein: der von Holland, die großen Tournees der M.E.M. von Italien her — meist Engländer und Amerikaner — und der Strom aus dem Innern Deutschlands. Was sagt uns die Statistik? Daß trotz der wirtschaftlichen Notlage der deutsche Rhein für den deutschen Reisenden noch immer anziehend ist: begreiflich, da bei der Ameisen-Organisation des rheinischen Verkehrs, bei den Unterakunfts-möglichkeiten in allen Preislagen auch der schwach und schwächst Bemittelte hier das Reisen ermöglichen kann. Am besten freilich hat es der Mann aus U.S.A., der mit seinen Dollars nur noch in Frankreich so billig leben kann wie am deutschen Rhein — und zugleich so interessant. Uebrigens ist auch aus Holland, wie nachleutend versichern, für den Sommer 1931 ein etwa 20% betragendes Anwachsen des Fremdenstroms zu erwarten. Ja — der neue Rhein lockt trotz Biarritz und Nizza sogar noch deutsche Kinazugewinn, lockt selbst noch Berliner. Lockt? wie was? Ja, der alte Rhein!

Die traurige Bild des Schiffsfriedhofs von Cöfelhafen erklärte sich in früheren Jahren oft aus schlechtem Wasserstand etwa während des Hochsommers. Hier von kann aber zur Zeit keine Rede sein. Der Wasserstand der Oder ist augenblicklich als überdurchschnittlich gut zu bezeichnen. Es handelt sich also nicht um einen jahonmäßigen „Sommerfisch“ der Schiffahrt, sondern um eine schwere Konjunkturfalle. Die Wirtschaftskrise, die in Schien und überhaupt im ganzen deutschen Osten besonders heftig mütet, hat auch das Schiffahrtsgeschäft zu drei Vierteln stillgelegt. Darum liegt eine phantastische Flotte von 650 Frachtschiffen im Hafen von Cöfel. Diese Menge hat den an sich stattlichen Hafenraum dermaßen blockiert, daß 150 weitere Frachtschiffe, die gleichfalls zum Feiern gezwungen sind, sich außerhalb des Hafens unterhalb von Krappitz einen Platz suchen mußten. Der Bestand an Verfahrtschiffen in Cöfelhafen hat sich in den letzten vier Wochen mehr als verdoppelt.

Die erzwungene Latenzlosigkeit der Oder-Schiffahrt greift auch auf die anschließenden Wasserwege über. So hat man bei Spandau auf einem Havelarm gleichfalls ein Depot für unbeschäftigte Frachtschiffe schaffen müssen.

Ueber schlechte Geschäfte klagt die Schiffahrt auch auf andern deutschen Flüssen. Am besten steht es noch auf der Elbe, wo wenigstens in Hamburg der Leerraum in letzter Zeit erheblich verringert worden ist. Auch auf dem Rhein wird von einer kleinen Besserung berichtet, nachdem die Verhältnisse bisher trostlos gewesen seien. All diese Zustände lassen sich aber nicht mit den Verhältnissen auf der Oder vergleichen, wo die Schiffahrt in einem solchen Maße zum Erliegen gekommen ist, daß von bestimmten Frachtschiffen überhaupt keine Rede mehr sein kann. Die Schiffer sind einfach froh, wenn ihnen überhaupt Gelegenheit zu einer Fracht geboten wird; der Verleider kann den Preis fast machen, wie er will. Es gibt wohl nur noch einen deutschen Fluß, dessen Schiffahrtverhältnisse sich hiermit vergleichen lassen: die Memel in Ostpreußen. Hier liegt die Schuld aber an politischen Ursachen.

Der formelle Kriegszustand zwischen Polen und Litauen, der immer noch besteht, hat die obere Memel für die ehemals so reichen Holztransporte aus Polen vollständig gesperrt, was zu einer schweren Verödung des Königsberger Hafens geführt hat.

Die riesigen Rähnen liegen nebeneinander wie eine hölzerne Mauer, aus der die Schiffe berge als Zinnen herausragen. Und hinter der ersten Mauer liegt bereits die zweite, hinter dieser die dritte. So geht das endlos fort. Der Fluß muß sich zwischen diesen hölzernen Dämmen fast seinen Weg suchen. Die Rähnstücke

Steinzeitmenschen tanzen

Ein Erlebnis im toten Herzen Australiens von Joseph M. Vetter.

In den Waterhouse-Bergen trafen wir, mein Gefährte Frank Wilhelms und ich, einen Kängurujäger. Vier Tage hatten wir zusammen gejagt, als Herr Campbell uns vorschlug, mit ihm einen zweitägigen Ausflug zu machen. Er wollte uns Dinge zeigen, die wir gewiß nicht erwarteten. Zunächst einmal: Palmen, Distopien, palmen und große, breitblättrige, gefiederte Cycadas. Und eine ganz besondere Ueber-raschung habe er auch noch: „Daß die Vorräth hier in den Bergen haufen, wißt Ihr ja wohl?“

Beide fragten wir, was das denn nun für Viecher seien. Und da stellte sich heraus, daß die Vorräth wilde Eingeborene waren, die gerade in diesen Tagen eine große Corroboree ein Tanzfest, abhalten sollten.

Da mußten wir hin. Am anderen Morgen marschierten wir ab. Es wurde ein „Ausflug“ voll unglücklicher Bescheidenheit, ein Marsch durch schneidendes Stachelgürtel, durch stehendes Spinnegeäst, über die, in der Sonnenglut dorrnde Steppen, durch glühenden, roten Sand, durch die dürrnigen Mauern des übermannshohen Scrubs. Im lichten Busch übernachteten wir. Dann ging es weiter über kahle Höhen-züge und durch hochende Täler, wieder bergan, bis wir, schon halb tot vor Erschöpfung, an einer steil abfallenden Schlucht standen und unter uns, zu unserer grenzenlosen Ueberraschung, eine wahrhaft tropische Landschaft auftauchte. Niedrige Palmen hob sich aus einem Gewirr niedriger Pflanzen, die ansehnend in einem sumptigen Gelände wucherten. Kakadus lärmten, Kookaburras lachten ihr menschliches Gekack, die kleinen Mollapapageien krächzten, jenseits leuchteten Felsen auf, und darüber spannte sich leuchtend der wolkenlos blaue Himmel.

Auf halbbrecherischen Pfaden krochen wir hinab. Drunten, inmitten des Gewirrs der Palmen und wuchernden Sarraparillareben, ließ Harry Campbell einen Wiff ertönen. Sollten hier die Wilden haufen? Erregt warteten wir. Plötzlich tauchte zwischen den Büschen ein riesiger Kerl auf, fehnig, nackt. Er trug einen langen Speer in der Hand.

Der unvergleichliche Harry hob grüßend die Hand und begann in der klangoollen Sprache der Eingeborenen auf den Hünen einzureden. Der Kerl wandte keinen Blick von uns, nicht schließlich und verschwand hinter den Felsen. Campbell erklärte uns, die großen Corrobories

finden erst in acht Tagen statt, wenn Vollmond sei, doch gebe es heute uns zu Ehren eine Tanz- und Kampfspieldarstellung. Er hieß uns, ihm zu folgen. Nach wenigen Minuten gelangten wir auf einen auf drei Seiten von Felswänden umfäumten, freien Platz. Hier sollten wir warten. Wir setzten uns nieder.

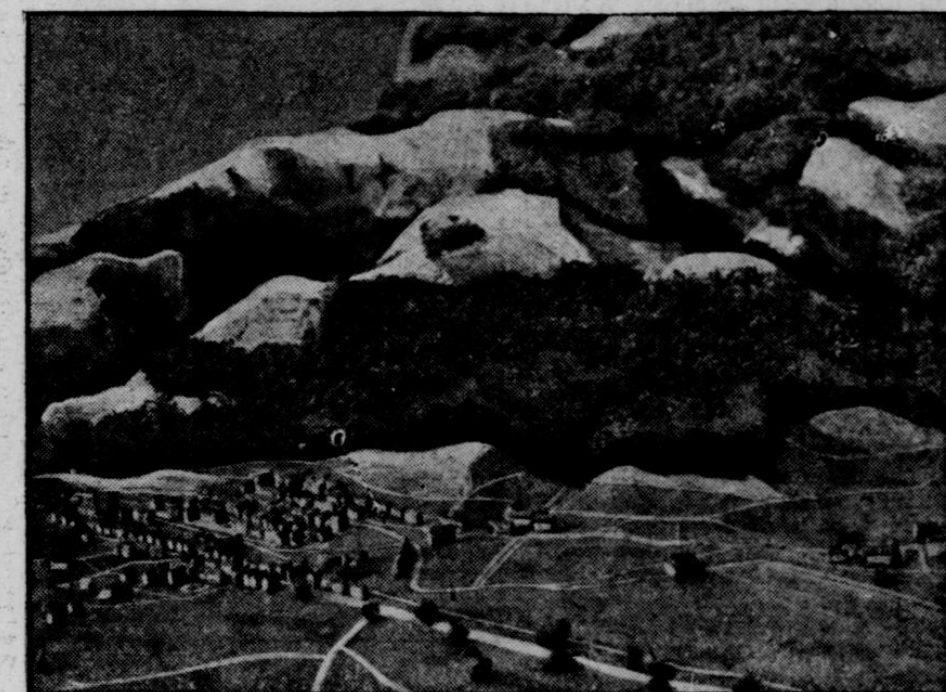
Die Sonne brütete. Regungslos standen die Palmenwedel vor dem gläsernen Blau des Himmels. Eine unendliche, summende Stille lag über der Landschaft, nur von Zeit zu Zeit ertönte fernher der krächzende Ruf eines Vogels. Ich versank in einen träumerischen Halb-schlaf. Kaum noch dachte ich daran, daß heute Abend die Wilden für uns tanzen sollten. Die Gedank-en verwirrten sich, schweiften ab.

Plötzlich fuhr ich auf. Eises Erschrecken durchfuhr mich. Mit rasendem Geschrei flog eine Horde von Wilden auf den Platz, drohend Lanzen und Schilde schwingend. Unwillkürlich griffen Frank und ich nach den Gewehren, aber der Känguruhier hielt uns fest. Die Rasenden stürmten auf uns los, wichen in grotesken Sprüngen zurück, aus ihren Kehlen kamen wilde Schreie, gurgelnde Laute, welche die schlaftrüg gläserne Stille zerbrachen und mit kriegerischer Drohung erfüllten. Waren diese riesigen, schwarzen Kerle wirklich friedlich? Oder sollten wir um unserer kostbaren Waffen willen überfallen werden? Noch waren wir nicht sicher. Die Mienen der Wilden drückten finstere Entschlossenheit aus, ihre Körper fuhren vorwärts und zurück, erregter wurden die Schreie. Die Krieger begannen ihre Körper zu verrenken, teilten sich, ein Teil wich zurück, ein anderer sprang vorwärts. Nun standen sie sich in zwei Gruppen gegenüber. Die Schreie verstummten. Die Sprünge hörten auf.

Der Ränge der Schwarzen und ein zweiter traten aus der wohl dreißig Personen fassenden Menge heraus, mit Speer und Schild bewaffnet. Auf zwanzig Schritt Entfernung voneinander stellten sie sich auf. Und nun begann unter den ansehnlichen Rufen der Zuschauer ein aufregender und gefährlicher Kampf. Jeder der beiden Kämpfer schleuderte seinen Speer mit aller Kraft nach dem Gegner, mit furendem Laut schneitete die Speere durch die Luft. Fast im selben Augenblick gab es einen kurzen, trockenen Schlag: Die Lanzenspitzen waren von den Schilden aufgefangen worden. Immer wieder von neuem flogen die Speere, immer wieder glaubte ich, diesmal müßte die scharfe Speerspitze sich in das Fleisch eines der Kämpfer bohren, jedesmal aber wurde das Geschloß mit festerer, fast spielerischer Leichtigkeit aufgefangen.

Es war ein gefährliches Spiel mit dem Tode. Aber die schwarzen, fehnigen Kerle, deren Haut in der prallen Sonne stumpf leuchtete, schienen das nicht zu empfinden. Immer hingerrschter wurden sie unter den heiseren Schreien ihrer Stammesgenossen, immer mehr schrien aus dem Spiel Ernst zu werden, so daß ich schließlich den Känguruhmann da, er möge des grausamen Spiels genug sein lassen. Aber der wehrte ab. Er kannte sich aus und wußte, daß höchst

Gedächtnisausstellung „Die deutsche Front“ in Potsdam



Der schwer umkämpfte Hartmannsweilerkopf in den Vogesen als Reliefnachbildung.

In Potsdam wurde eine Ausstellung „Die deutsche Front“ eröffnet, in der riesige Gelände-Reliefnachbildungen von der Westfront im Jahre 1914 gezeigt werden. Die Reliefs stammen von Prof. Seydewitz-München.

elten einmal ein Unglück bei diesen Kampfspiele geschicht. Seine Freundschaft mit diesen Wilden stammte daher, daß er ihnen, so oft es anging, das Fleisch der erlegten Kängurus überließ. Hier also hatten wir die letzten wirklichen Wilden des Festlandes vor uns, echte Steinzeitmenschen, die ihre Waffen mit Quarzsplittern zurecht feilten und keine Verwendung von Metallen kannten.

Ein unglaubliches Abenteuer in der Kalaharien Wüste

Wie ein Mann drei Jahre in einer Erdhöhle zubrachte.

Von Louis R. Bowler.
(Dem bekannten Afrikajäger).

Uns allen ist die Geschichte des Robinson Crusoe bekannt. Man kann es sich gut vorstellen, daß in jenen Tagen, als es nur wenige Schiffe gab und das Reisen sehr unsicher war,

ein Mensch für einige Jahre mitten im Ozean verschollen blieb. Aber wer würde es wohl für möglich halten, daß in jetziger Zeit ein Mann mehr als drei Jahre in einem Erdloch zubringen muß!

Als ich in der Kalahari-Wüste herumreiste, brachten mir zwei Totentoten einen Mann, den sie halb tot vor Durst gefunden hatten. Es war ein Deutscher mit Namen Erlanger. Schon seine ersten Worte weckten mein Interesse. „Ich war jahrelang in einer riesigen Ver-senkung gefangen“, logte er. Dann erzählte er mir sein ganzes Abenteuer.

„Ich reiste mit einem Buren namens Dosthuizen durch die Kalahari-Wüste und war schon einige Meilen ostwärts gekommen, als das Mißgeschick mich ereilte. Wir kamen in ein Tal und beschloßen dort zu übernachten. Der ausgetrocknete Boden zu unseren Füßen wies einige Schlammstellen auf, so daß wir hofften, auf Wasser zu stoßen. Bei Sonnenuntergang spannten wir aus und schoben den Wagen leicht zu nach an den Rand des Morastes. Wir schliefen jedoch ungestört die ganze Nacht. Am nächsten Morgen ging Dosthuizen fort, um einen Bock zu schlachten. Ich wollte noch schlafen, da ich mich schlecht fühlte.

Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht. Ich wachte aber plötzlich mit dem Gefühl auf, daß ich fiel. Ich glaubte zu träumen und blieb ruhig liegen. Im nächsten Augenblick warf mich ein gewaltiger Stoß aus dem Bett, der Wagen kippte um, ich verlor die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, lag ich unter Trümmern vergraben. Ich kroch heraus, sah mich um und entdeckte, daß ich in eine Erdsenkung von mehr als 160 Fuß Tiefe gestürzt war.

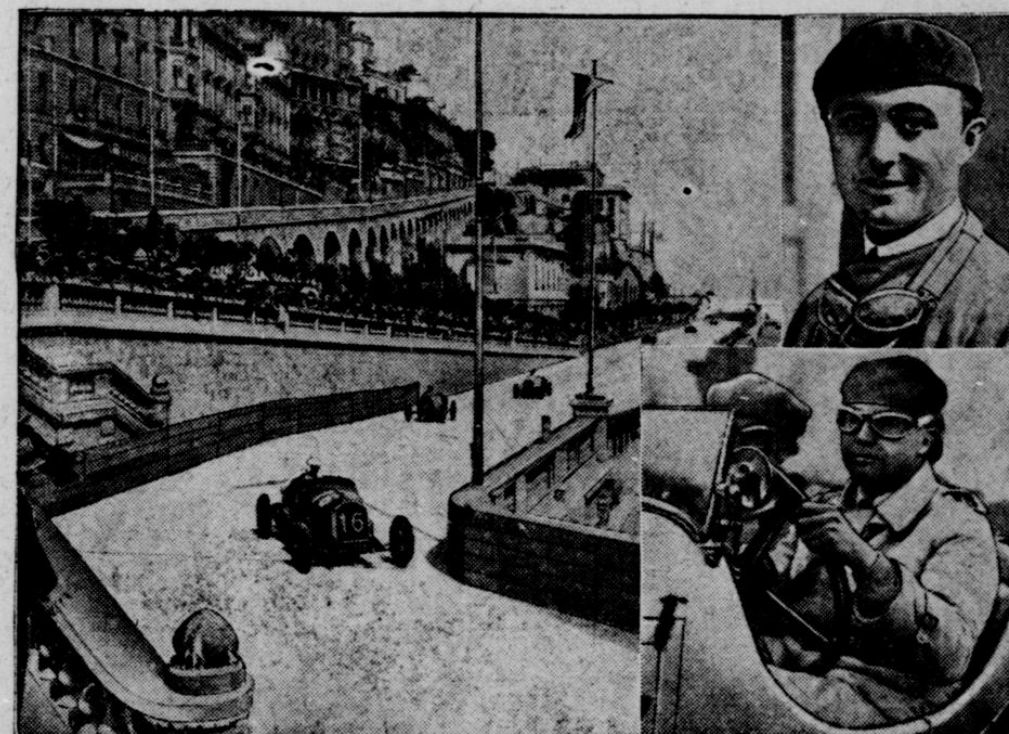
Im ersten Augenblick der Verwirrung konnte ich nichts unternehmen. Auf der Stirn hatte ich eine große Beule, ein Bein war verrenkt, doch zum Glück nichts gebrochen. Nach einiger Zeit stand ich auf und ging auf die Suche nach Dosthuizen und den beiden schwarzen Führern. Aber ich konnte sie nicht finden. Erde und Steine stürzten noch von oben herunter, und plötzlich entdeckte ich einen dunklen Fleck, den ich nachher als einen menschlichen Körper erkannte, der auf einem Felsen in halber Höhe der Senke lag. Er bewegte sich nicht, er war wohl tot, und in diesem Augenblick erschien mir sein Schicksal beneidenswert.

Mein Asten nistete nichts, kein Mensch erschien am Rand der Senke. Ich hatte große Schmerzen und verlor bald wieder die Besinnung. Als ich zu mir kam, wurde es schon dunkel. Ich verspürte Hunger und war sehr froh, als ich reichlich Nahrung auf dem Wagen fand. Mit einer Flasche Rum kroch ich unter das Zeltdach und schlief bis zum Sonnenaufgang.

Geler kreisten um den Platz, wo der Leichnam lag. Aber ich vergaß sogar diesen schrecklichen Anblick, als ich entdeckte, daß meine Höhle senkrechte Wände aus Sand- und Kalkstein hatte.

Ich machte mich auf, meinen Kerker weiter

Zum Autostraßenrennen in Monte Carlo



Blick auf die kurvenreiche Rennstrecke in Monte Carlo.

Oben rechts der französische Fahrer Chiron, unten rechts Caracciola, der erfolgreiche deutsche Rekordfahrer.

Am 19. April fand in dem kleinen Rivieraort Monaco das traditionelle Straßenrennen unter zahlreicher Beteiligung der besten internationalen Fahrer statt.